



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., I.: Kleine ästhetische Streifzüge. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine ähnliche Nachahmung ins Leben gerufen haben, wie auf allen übrigen. So umfassende Beschäftigung die Römer den bildenden Künsten auch gaben, sie gestanden ihnen doch nie denselben Platz unter den Interessen der gebildeten Welt zu, den sich die übrigen zum Theil trotz der stärksten Antipathien errungen haben.

Kleine ästhetische Streifzüge.

1.

Von Jahr zu Jahr vermindert sich die Zahl der poetischen Schöpfungen, die etwas Eigenthümliches und Bedeutendes enthalten und deshalb die Kritik zu eingehender Besprechung bestimmen. Die Thatsache ist so allgemein bekannt und über die Gründe hat man sich so vielfach ausgesprochen, daß es nicht nöthig ist, alte Klagen von Neuem wieder aufzuregen. Statt dessen begnügen wir uns damit, auf diejenigen neuen Schriften hinzuweisen, in denen wenigstens ein beachtenswerthes Talent sich zeigt. Für heute haben wir es mit dem Formtalent zu thun; auch dies ist seit den letzten Jahren sehr im Sinken und wenn man von den höhern Anforderungen an die Poesie ganz abstrahirt, wenn man seinen Wunsch darauf beschränkt, für den gegebenen Stoff die angemessene poetische Sprache in Anspruch zu nehmen, so wird auch dieser Wunsch nur ausnahmsweise befriedigt. Zu diesen Ausnahmen gehören drei uns vorliegende Dichtungen: Gunhilde, eine Mähr von Hegener (Berlin, Decker); Ruth, lyrisches Drama in zwei Handlungen von Löwe (Schwerin, Derzen); und Nimrod, ein Trauerspiel von G. Kinkel (Hannover, Rümpler). In allen dreien finden wir eine zugleich edle und gefällige Sprache, die freilich überwiegend lyrisch ist, ein sehr schwaches episches oder dramatisches Talent, aber ein aufrichtiges Streben nach poetischer Schönheit. Am angenehmsten liest sich Gunhilde, wo, allerdings nur in einem kleinen Rahmen, die Nibelungensprache sehr geschickt copirt ist. Der Dichter der Ruth hat der modernen Empfindungsweise einen gar zu großen Raum verstattet, von dem einfachen plastischen Ton der Bibel bleibt keine Spur, und man versteht nicht recht, warum man die weite Reise nach dem Orient machen soll, um doch nur den Wiederhall romantischer Sonette zu vernehmen. Allein läßt man dieses Mißverhältniß aus dem Sinn, so entdeckt man in der Empfindung und Anschauung nicht unbedeutende Schönheiten. Das zuletzt genannte Drama interessirt uns zunächst durch den Namen seines Verfassers, der in einem einleitenden Gedicht mit stolzer Resignation auf seine frühere politische Thätigkeit hindeutet, und in dem Stück selbst, welches nicht nur alle theatralischen, son-

dern auch alle dramatischen Anforderungen geringschätzig von sich weist, ein Bild seiner politischen Ideale aufstellt. Es ist im gewissen Sinn eine lyrische Philosophie der Geschichte. Die allmälige Entwicklung und der Contrast zwischen dem Leben der Jäger, Nomaden und Ackerbauer wird dargestellt; es wird gezeigt, wie die wilden Stämme der Hirten neben dem fest gefugten Landbau nicht bestehen können, und wie die Bauern genöthigt werden, um den ewigen Beunruhigungen und Angriffen zu entgehen, sich militärisch zu organisiren, mit andern Worten, einen Fürsten an ihre Spitze zu stellen; wie dieser kräftige und wohlgesinnte Fürst der Cultur großartige Perspektiven eröffnet, mächtige Städte gründet, Handelswege nach dem fernen Süden und Westen anbahnt und sichert, freilich daneben auch strenge Gerechtigkeit ausübt und um die unbändigen Naturen, denen es äußerst unbequem fällt, einem fremden, wenn auch vernünftigen Willen dienstbar zu sein, an seine Autorität zu gewöhnen, sich mit dem Priesterorden verbindet, der in Bezug auf Wissenschaft und Kunst zuerst das Mittel der Association mit Erfolg angewendet und das frühere nur zufällige Wissen in einer Schule fixirt hat. Freilich ist man nicht ungestraft Herr eines Welttheils. Nimrod erreicht zwar politisch seine Zwecke, aber auf Kosten seines Gemüths, er muß seinen Sohn zum Tode verurtheilen, den seine unklaren Velleitäten verleitet haben, sich mit den Feinden seines Vaters gegen sein Leben zu verschwören. G. Kinkel nimmt nun mit diesem Sohn, ferner mit einer romantischen Prinzessin Alba, die für die süße Gewohnheit der Blutrache schwärmt, und mit den wilden Häuptlingen der Nomadenstämme gegen das historische Reich Partei. Von poetischem Standpunkt ist nichts dagegen einzuwenden; der Dichter steht auf einer andern Warte als auf den Zinnen der Partei, da das Ganze aber zugleich eine politische Allegorie sein soll, so müssen wir uns vom Standpunkte der Geschichte für das Culturreich gegen die romantischen Passionen der Blutrache und des Nomadenlebens aussprechen. Nie wurde ein gerechteres Todesurtheil gefällt, als das über den Prinzen Assur, der ein dreifacher Verräther ist. Gemüthlich sind die Gründer neuer Monarchien gewiß nicht gewesen, aber ihnen verdanken wir doch, daß wir nicht mehr mit den Mohikanern in den Urwäldern den Büffel jagen, uns tätowiren und mit den Stirnhäuten erschlagener Feinde schmücken. So viel zur Abwehr etwaiger politischer Folgerungen; die Sprache hat, wie gesagt, sehr große Schönheiten, und man erkennt auch hier wieder, mehr in der Textur einzelner Empfindungen als in der Composition des Ganzen, in Kinkel eine echte Dichternatur.

Das Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1858 herausgegeben von Siegfried Kapper (Prag, Bellmann) enthält auch dies Mal Beiträge von namhaften Dichtern: Hieronymus Lorm, A. Meißner, Bodenstedt, Sternberg, C. Geibel, L. Schefer und andern. Die Auswahl ist für

ein gemischtes Publicum, wenn man die vorhandenen poetischen Kräfte in Anschlag bringt, verständig. Ein weiteres Eingehn wird nicht erforderlich sein.

Es ist begreiflich, daß man bei dem Mangel an neuen Productionen mit besonderer Vorliebe zum Alten zurückgreift. F. Rückerts Lehrgedicht, die Weisheit des Brahmanen, ist in vierter Auflage (Leipzig, Hirzel) in sehr geschmackvoller Ausstattung erschienen. Es erinnert an eine Periode unserer Literatur, die man bereits als eine vergangene betrachten kann, die aber nachhaltige Wirkungen ausgeübt hat. Unter den Dichtern, die sich zum Orient zurückwandten, um aus der Blütenpracht dieser wunderbaren Welt auch für das deutsche Gemüth neue Schätze zu erbeuten und den Cultus der Sinnlichkeit poetisch zu verklären, ist Rückert der farbenreichste, und man mag es als ein Ueberquellen angeborener Naturkraft bezeichnen, wenn bei ihm nicht selten die Farbe die Gestalt und den Gedanken überwuchert. — Karl Simrock, der schon manche schöne Gabe des Mittelalters für den modernen Geschmack zurecht gemacht hat, gibt in der deutschen Sionsharfe (Eberfeld, Friederichs) eine sehr interessante Sammlung altkatholischer Kirchenlieder und anderer Dichtungen von ähnlichem Inhalt, in der wir nicht allein die echt poetische Stimmung des Originals, sondern auch die unvergleichliche Geschicklichkeit des Uebersetzers bewundern, der mit gewissenhafter Treue gegen den ursprünglichen Text den reinsten Geschmack verbindet. — Nicolaus Hoyer, der in einer früheren Sammlung die poetischen Bearbeitungen der deutschen Sage in einer Art von Continuität vereinigt hat, hat dies Mal alles aufgespeichert was ältere und neuere Dichter aus der deutschen Geschichte gemacht haben. Man freut sich doch über die Mannigfaltigkeit unserer nationalen Bildung, wenn auch der Werth dieser Bearbeitungen sehr ungleich ist. Der Titel der Sammlung: Vom deutschen Geiste, eine Culturgeschichte in Liedern und Sagen deutscher Dichter (Köln, Gräven) ist nicht sehr geschickt.

An diese Sammlungen schließen sich die Reliquien der deutschen Dichter, namentlich Goethe und Schiller, deren Werke zu immer größerer Vollständigkeit heranwachsen. Der interessanteste von diesen Beiträgen ist die von Dr. Diezmann in Leipzig herausgegebene schiller'sche Bearbeitung des Egmont. Zwar hat Goethe darüber in seinen Annalen berichtet, aber in seinen Angaben war doch manches unvollständig. Man kann sich jetzt davon überzeugen, daß Schiller bei seinen gewaltsamen Reformen wenigstens durch ein Princip bestimmt wurde. Er verlangte nämlich von jeder Scene dramatische Continuität, dialektischen Gang und motivirte Verknüpfung mit dem Vorhergehenden und Nachgehenden. Diejenigen Scenen, die ein bloßes Bild ausdrücken und ohne eigentliche Folge verlaufen, hat er entweder weggelassen, oder mit andern zusammengebracht, so daß der Gang der Handlung vorwärtsrückt.

In einzelnen Scenen hat er auch etwas eingeschoben, so namentlich in der berühmten Unterredung zwischen Egmont und Oranien, wo der Secretär mit der Nachricht von der wirklich erfolgten Ankunft Albas eintritt und so die Wendung des Gesprächs motivirt. An dem isländischen Theaterstreich, in der letzten Scene Alba in der Maske eines Vermummten einzuführen, war Schiller unschuldig. Der Vermummte ist bei ihm der Henker, der freilich auch hätte wegbleiben können. Wenn wir der gegenwärtigen Bühne die Wiederaufnahme des vollständigen goetheschen Egmont empfehlen, so bleibt die schillersche Arbeit doch immer ein interessantes Zeugniß von dem innigen Zusammenleben der beiden Dichter. — Derselbe Verfasser hat sich durch ein anderes dankenswerthes Unternehmen um die Goethe-Schiller-Literatur verdient gemacht, das Goethe-Schiller-Museum (Leipzig, Gumprecht). Da bis jetzt die meisten Mittheilungen in wenig zugänglichen Zeitschriften zerstreut sind, ist es durchaus nothwendig, daß sich ein Centralorgan bildet, in welchem wenigstens mitgetheilt wird, wo man das Betreffende zu suchen hat. Den Inhalt dieses Museums sollen bilden: erstens ungedruckte Reliquien Goethes, Schillers u. s. w.; zweitens Revision des Textes ihrer Schriften behufs der Herstellung tadelloser Ausgaben; drittens vergessene Urtheile ihrer Zeitgenossen über sie und ihre Werke; viertens Stimmen des Auslandes sonst und jetzt; fünftens Biographisches und Bibliographisches, namentlich ein Verzeichniß über die Artikel der Goethe-Schiller-Literatur in deutschen und auswärtigen Zeitungen. Alle Freunde und Verehrer unseres goldenen Zeitalters sollten sich bemühen, dem Herausgeber bei seiner Aufgabe, für die er geeigneter ist als viele andere, behilflich zu sein.

J. S.

Mecklenburger Zustände.

Schon einmal hat man in Rußland ebenso gewaltige Anläufe zu Civilisationsreformen beobachtet, wie heute. Freilich baute man damals keine Eisenbahnen, weil es überhaupt noch keine gab. Aber man gab der Wissenschaft Freiheit, man ließ die Presse publicistische Stilübungen machen, man sprach von der Bauernbefreiung, kurz man begann sich möglichst zu europäisiren, wie heute. Man hat es damals eine Zeit lang auch keineswegs weniger ehrlich gemeint, als heute. Nur als die Consequenzen der tausendfachen Anfänge herangerückt kamen, wurden sie unbequem und blieben dann liegen, bis Kaiser Nikolaus sie allmählig wieder ganz vergessen durfte. Es braucht darum heute nicht ganz so wieder zu gehen, wie damals. Aber nil admirari bleibt immer eine gute Regel, wenigstens so lange die Dinge noch nicht über die allerersten Keime ihres